

(Nachdruck verboten.)

161

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Boulnois konnte nicht weiter in ihn dringen, aber zu seiner großen Freude fingen, als Fauchon ankam, die Fragen von neuem an.

„Wie war ich erstaunt, heute morgen Ihr Bett leer und unbenuzt zu sehen,“ sagte der zweite Schreiber.

„Wenn ich künftighin wieder in Rouen schlafen sollte, so werde ich um Ihre Erlaubnis bitten, Herr Hauptmann.“

„Machen Sie sich nicht lustig über mich, sagen Sie mir lieber, ist es eine Blonde oder Brünette?“

„Sie hat rotes Haar.“

„Eine Rothhaare! Was Sie für Glück haben! Sie werden mir das erzählen, nicht wahr?“

„Vielleicht ist es eine anständige Dame, von der man nicht sprechen darf,“ sagte Boulnois mit harmloser Miene.

„Es ist die jüngste und die Lieblingstochter des Teufels, Herr Boulnois.“

„Ich vermutete es fast.“

„Warum?“

„Weil sie Ihnen Mittel verschafft, um auf dem Schnee zu laufen, ohne hineinzusinken . . .“

Die Folge dieses Abenteuers war, daß sie sich größere Behutsamkeit auferlegen mußten; offenbar hatten sie alles von Boulnois zu fürchten, der sich eines Nachts im Gässchen in den Hinterhalt legen und dort von abends bis morgens Wache halten würde. Welche Vorsichtsmaßregeln sie aber auch nähmen, alles könnten sie nicht voraussehen und blieben darum immer Ueberraschungen und Gefahren ausgefetzt.

Die Lage verwickelte sich gegen Anfang des Frühlings noch mehr durch den Eintritt eines neuen Schreibers; der dreizehnjährige Junge, Léon genannt, war der Sohn eines Waldwächters von Rouvray; jeden Morgen kam er von Effarts her, und jeden Abend kehrte er wieder dorthin zurück. Da er keine Verwandten in Dassel hatte, und es für ihn zu teuer war, in einer Wirtschaft zu essen, so brachte er in einem Körbchen sein Essen mit und aß im Bureau. Seine Gegenwart verhinderte sie nun manches Mal, sich nach dem Weggang Boulnois zu sehen, da La Baupalière niemals allein im Bureau blieb, und es, wenn nicht unmöglich, so doch wenigstens unklug gewesen wäre, den Jungen wegzuschicken.

Diese neue Schwierigkeit übte nicht die gleiche Wirkung auf die zwei Liebenden aus: La Baupalière, wohl darüber klagend, fügte sich in das Unvermeidliche, während Madame Courteheuse sich bis zur Wut, bis zum Wahnsinn darüber erbitterte.

Würde diese Qual denn niemals ein Ende nehmen? Alle acht bis zehn Tage lagen sie einander in den Armen, und das war Alles; nach diesen zwei Stunden, die sie manchmal um eine halbe Stunde verlängerten, gab es nur die Hölle, und man mußte wieder auf das nächste Rendezvous warten, ohne selbst die Gewißheit zu haben, daß das, was sie geplant hatten, nicht durch Zufall oder Unglück oder Dummheit der Leute verhindert werde.

### XVIII.

Man wußte niemals im Voraus, ob Courteheuse Freitags aus Rouen rechtzeitig zum Abendessen zurückkehrte; man erwartete ihn also nie.

Eines Freitags im März, gerade als sich seine Frau zu Tisch setzen wollte, kam er mit sehr schlechter Laune an, die sich besonders in den fragenden Blicken, die er auf sie richtete, als auch in seinem harnüchtigen Schweigen kundgab.

Was hatte er nur?

Sie hatte nicht die Gewohnheit, ihn zu fragen, wenn sie etwas wissen wollte; die Erfahrung hatte sie gelehrt, gerade zu schweigen, wenn sie ihn zum Sprechen zu bringen wünschte. Sie wartete daher, als ob sie nichts bemerkte; da sie für diese Nacht kein Stellbischein ausgemacht hatte, so konnte er sich erklären, wann er wollte.

Das Diner und der erste Teil des Abends verstrich, ohne daß das Schweigen unterbrochen worden wäre, aber im

Moment, wo sie aufstand, ihm den Grog zu bereiten, hielt er sie auf:

„Bemühe Dich nicht.“

„Es ist Dir zu zeitig?“

„Es ist weder zu spät, noch zu früh, ich trinke keinen Grog.“

„Was fehlt Dir?“

„Ich bin krank.“

„Du hast aber doch mit gutem Appetit gegessen, scheint mir.“

„Ich kann essen, was ich will, ich darf aber keinen Alkohol trinken.“

Das war ein harter Schlag für sie, aber sie war stark genug, um ihre Gemütsbewegung nicht merken zu lassen.

„Du ziehst jetzt die Aerzte zu Rathe?“

„Du hättest mich schon längst dazu veranlassen sollen.“

„Man befragt die Aerzte, wenn man krank ist; ich sehe nicht, daß Du es bist.“

„Ist der schwere Schlaf, der mich so oft des Abends befällt, und von dem ich morgens wie stummfönnig bin, der mir den Appetit raubt und Uebelkeiten verursacht, vielleicht ein Zeichen der Gesundheit?“

„Das sage ich nicht.“

„Was sagst Du also? Wie erklärst Du Dir diesen Zustand? Woher kommt er?“

„Ich bin kein Arzt,“ antwortete sie auf die in brutalem Tone gestellten Fragen, „aber nachdem uns Herr Zurlure bestätigte, daß man sich über diesen, für ihn leicht erklärbaren Schlaf nicht zu beunruhigen brauche, habe ich mich nicht mehr beunruhigt.“

„Zurlure ist ein Dummkopf.“

„Das glaube ich nicht; er ist unterrichtet, klug, vorsichtig, und wenn ich krank wäre, so würde ich mich sicherlich lieber von ihm, als von einem Arzt behandeln lassen.“

„Vergleichst Du einen Dorfapotheker mit Ganjbel?“

Diesmal konnte sie die Frage, die ihren Lippen entschlüpfte, nicht zurückhalten.

„Du hast also Ganjbel befragt?“

„Ich habe ihn auf dem Dampfschiff getroffen, und von St. Adrien bis Rouen hatten wir Zeit zu plaudern. Nachdem er mich befragt und meinen Zustand geprüft hatte, verordnete er mir Pillen, die ich sofort machen ließ und befahl mir, mich vollständig des Alkohols und Zuckers, des letzteren selbst im Kaffee, zu enthalten.“

Sie blieb einen Augenblick wie versteinert, dann fragte sie:

„Aber an welcher Krankheit leidest Du denn eigentlich?“

„Glaubst Du etwa, das hätte er mir gesagt? Das war die alte Methode der Aerzte, den Krankheiten Namen zu geben; die neue läßt sich nicht zu solchen Kleinigkeiten herab, sie weiß, und das genügt ihr.“

„Die Frage ist, ob auch Dir das genügt.“

„Ich werde drei Wochen lang die Kur gebrauchen, die er mir vorgeschrieben hat, und wenn das nicht hilft, so gehe ich zu ihm und lasse mich gründlich untersuchen; das hat er auf dem Schiffe natürlich nicht thun können. Soviel ich aus seinen Orakelsprüchen habe folgern können, fürchtet er, daß ich Leberkrank bin, und das wäre kein Spaß.“

„Und woher sollst Du Leberkrank geworden sein?“

„Darüber hat er sich nicht ausgesprochen.“

Wenn sie in Verlegenheit war, so pflegte sie stets das Gegenteil dessen zu sagen, was sie dachte, daher bemerkte sie:

„Jedenfalls hast Du recht, die Kur zu befolgen.“

„Auf keinen Fall kann mir das etwas schaden.“

„Freilich, es wird Dir sehr schwer fallen, Deinen Grog zu entbehren, den Du so gerne trinkst und an den Du so gewöhnt bist.“

„Es wäre mir noch viel unangenehmer, wenn die Stumpfönnigkeit fortdauerte, an der ich seit einigen Monaten so leide.“

Sie wollte ihr Buch weiterlesen, allein die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, und die Hände zitterten. Eine Weile hielt sie es aus, dann schloß sie ein Unwohlsein vor, ging in ihr Zimmer hinauf und warf sich schluchzend auf ihr Bett.

Vergebens marterte sie ihr Gehirn ab, um ein Mittel zu ersinnen; die Wirkung dieses neuen Schlags abzuwenden.

Der Gedanke, den Geliebten nicht mehr sehen zu können,

brachte sie zur Verzweiflung. Das war für sie so schlimm wie der Tod.

Beim Gedanken an den Tod aber geriet ihr Blut in heftige Wallung. Sterben! Wie konnte sie nur so feig sein, diese Möglichkeit zuzugeben? Unterwirft man sich dem Tode, wenn man liebt und geliebt wird? Nein, man wehrt sich und man siegt! Und sie war entschlossen, sich zu wehren. Das sollte ein Duell werden zwischen ihrem Mann und ihr. Wehe dem Besiegten! Der Kampf ums Dasein ist ein Gesetz der Menschheit, warum sollte der Kampf ums Glück nicht ebenso gerecht sein?

Wie dieser Kampf sich entspinnen und wie sie ihn führen würde, darüber konnte sie sich in ihrer jetzigen Verwirrung noch nicht klar werden. Allein für den Augenblick lag ihr wenig daran. Später würde sie die Mittel und Wege suchen. Wer entschlossen ist, vor nichts zurückzuweichen, der kommt immer ans Ziel, sagte sie sich; die Hauptsache war, das Spiel nicht verloren zu geben.

Sie hatte mit La Vaupalière ihr nächstes Stellbischen für Montagabend verabredet und erwog nun, auf welche Weise sie ihm mitteilen könnte, daß dasselbe verhindert sei.

Während des ganzen Sonnabends irrte sie im Garten umher und ging beständig am Bureau vorüber, fand aber niemals einen Anlaß, einzutreten und einige Worte mit La Vaupalière zu wechseln. Das Wetter war schön und heiter, ihr Spazierengehen im Garten mußte man daher ganz natürlich finden, nur durfte es nicht allzu lange fortgesetzt werden, weil es sonst auffallen würde. Sie holte daher, trotz ihres Widerwillens gegen Gartenarbeiten, einen Rechen und ebnete ein Blumenbeet, das den Weg nach dem Gitter einsäumte, in der Hoffnung, La Vaupalière werde vorbeikommen und sie könne ihm die notwendige Mitteilung mit einigen flüchtigen Worten machen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Samoa und die Samoaner.

Wenn einmal ein zweiter Makart märchenhafteste Naturschönheit und Farbenglut mit seinem Pinsel berewigen wollte, er müßte sich Samoa zum Vorwurf des Gemäldes nehmen, die „Perle der Südsee“. Ein Paradies ist es, so zauberhaft schön, daß bloße Worte es nicht schildern können. Man stelle sich ein Eiland vor, rings vom weißen Kranze der sich schäumend an den Korallenriffen brechenden Bogen umschlossen, unter ewig blauendem Himmel, von Bergketten durchzogen, die im üppigsten Grün von Palmen und Bananen prangen, und ganz oben die Stuppen von durchsichtigem Vulkanschleier umhüllt; so bietet sich Samoa in blendendster Farbenpracht dem Blicke des von Australien Kommenden. Und doch wie unglücklich ist das Land! Nie enden wollende Kriege verwüsten es, und drei ewig habende Großmächte zerreißen es, indem sie wie Raubvögel um seinen Besitz kämpfen.

Die Samoa-Gruppe, östlich von Australien liegend, wurde im Jahre 1722 von dem Holländer Roggeveen, nach andern erst 1768 von Bougainville, entdeckt. Der Archipel besteht aus 4 größeren (Sabaii, Upolu mit Apia, Tutuila und Manua) und 12 kleineren Inseln, die ein Gesamt-Areal etwa von der Größe Medlenburg-Strelitz' (54,6 Q.-M.) haben. Alle diese Inseln sind ursprünglich vulkanisch; aber die Krater sind längst erloschen; doch gehören Erdbeben von wenigen Sekunden nicht zu den Seltenheiten. Das Klima ist ein äußerst angenehmes, die Temperatur beträgt im Jahresmittel etwa 21 Grad R., und 196 jährliche Regentage verleihen der Luft stets den nötigen Feuchtigkeitsgehalt.

Demgemäß ist die Vegetation auch eine sehr üppige. Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Bananen, Mangroven, Jams, — die Südsee-„Kartoffel“ — Taro, Zuderrohr, Orangen u. s. f. gedeihen in Hülle und Fülle. Von den Europäern wurden ferner in den Plantagen Kaffee, Kakao und Baumwolle angepflanzt, die Erzeugnisse allerersten Ranges liefern.

Die Tierwelt ist minder reich vertreten. Schwein und Hund, welche letzterer auch gemästet und verzehrt wird, sind die einzigen einheimischen Vierfüßler. Zur Plantagenwirtschaft wurden Pferde, Esel und Kühe importiert, letztere zu dem Hauptzweck, eine von einem botanisierenden Missionar „eingeschwärzte“ Grasart, das noli me tangere, das jetzt den ganzen Boden überwuchert, abzuweiden und auszurotten. Die Vogelwelt ist durch Huhn, Ente und Taube repräsentiert. Nehmen wir noch dazu Fische, Schildkröten und ein paar Reptilien und Würmer, so ist die Aufzählung der Fauna damit erschöpft. Unter den Würmern erfreut sich der merkwürdige „Palolo-Wurm“, ein etwa 5 Centimeter langes, gelatinöses Tierchen, bei den Samoanern des Rufes eines köstlichen Lederbissens. Er wird im November unter großen Festlichkeiten von den Eingeborenen gefangen.

Die Samoaner<sup>\*)</sup>, das schönste und liebenswürdigste Völkchen

auf der Erde, gehört zur großen polynesischen Rasse, die in den Malaien die nächste Verwandtschaft besitzt. Von Samoa aus ist, wie man neubdings annimmt, die Besiedelung aller anderen polynesischen Inseln erfolgt. Groß, muskulös und sehr ebenmäßig gebaut, ist der Samoaner in der That einer der würdigsten Vertreter der Gattung Mensch. Er ist von lichtbrauner Farbe, hat etwas mandelförmige Augen mit langen Wimpern, kaum merklich aufgeworfene Lippen und nur unbedeutend hervorragende Backenknochen.

Besonders die Frauen können im jugendlichen Alter jedem Bildhauer als Modell zu einer Venus stehen. Die Schönheit der Samoaner wird von ihrer Lebenswürdigkeit fast noch überströmen. Ehlers sagt einmal: Es ist merkwürdig, nun sind diese Leute schon seit 70 Jahren mit Europäern in Verührung und haben sich ihre Lebenswürdigkeit noch bewahrt, und, möchte man hinzusetzen, dabei gehen ihnen die ansässigen Europäer doch mit dem besten Beispiel zur Aenderung voran! Die Samoaner sind aber auch ein intelligentes Volk; sie haben jetzt in den Missionschulen fast durchweg schreiben und rechnen gelernt. Mit ihrem „Christentum“ ist es freilich recht schwach bestellt. Es besteht in reinen äußerlichkeiten, wie einem entsetzlich geschmacklosen leinenen Kittel und ramponierten Strohhut. Innerlich sind sie überzeugte Heiden geblieben, und bei keinem Trunk werden sie vergessen, gleich den alten Griechen und Römern eine Spende den Göttern auf den Boden zu gießen. Eines großen Erfolges freilich dürfen sich die Missionare rühmen: sie haben den Eingeborenen die Augen geöffnet, wie es mit dem „einigen Christentum“ beschaffen ist, indem sich die verschiedenen Sektarien (Protestanten, Wesleyaner und die katholischen Maristen) fortwährend beschden und Profelyten zu machen suchen.

Ebenso wenig wie sie das Heidentum beseitigen konnten, haben es die Missionare vermocht, die Sitte (oder wie sie es nennen, Unsitte) des Tätowierens auszurotten: auf Samoa gilt es als weiblich, nicht tätowiert zu sein. Die Tätowierung nimmt diejenigen Körperteile ein, die wir gewöhnlich mit der Badehose verbergen. Sie besteht in Ornamenten verschiedenen Ursprungs von mythischer Bedeutung und wird mit Hilfe eines lammähnlichen Instruments in die Haut eingeritzt. Die Operation ist sehr schmerzhaft, und damit das Opfer während des Tätowierens seine Qualen nicht gar zu sehr empfinde, wird während der Ceremonie von den Zuschauern ein Hymnus, eine Art Trostlied angestimmt.

Auch im übrigen legt man mehr auf Schmutz als auf eigentliche Kleidung Wert. Das Haar schmücken die Frauen mit Blumen, schön geschmückten Kämmen und Muschelbademen. Im Hals und Arm trägt man Muschelschnüre, am Finger Ringe aus Schildpatt mit eingelegetem Silber. Das einzige Kleid bildet ein Schurz aus Tapa (geklopfte und bedruckte Maulbeerbaumrinde) oder gar nur aus Bast. Männer begnügen sich nur mit dem Schurz oder der bloßen Tätowierung. Bei feierlichen Anlässen tragen sie dazu auf dem Kopfe noch einen eigenartigen „Helmaufsatz“ mit einem Spiegel und glitzernden Muscheln.

Das samoanische Haus ist in seiner Art ein Meisterwerk. Es besteht aus einem Pfahlgerüst mit Schildkrötenschalen ähnlichem Dach aus Palmblättern, die bisweilen wie Dachziegel auf Rohrstäbe gereiht sind, damit der Regen besser abfließen kann. Bei ungünstiger Witterung werden die offenen Seitenwände durch eine Art Kollajalousien aus Rohr verschlossen. Der Boden ist mit flachgeschliffenen Seeteeseln belegt. In der Mitte des Hauses befindet sich ein Herd zu Beleuchtungszwecken. Kunstvolle Matten, ein paar Becher aus Kokosnussschale, ein hölzernes, höchst unbequemes „Kopflissen“ und neuerdings in den „besseren“ Familien eine Nähmaschine und entsprechendes europäisches Parfüm: das ist so das ganze Mobiliar. Gestrichelt wurde früher (und in gewissen Gegenden wird es auch heute noch) an papillote, d. h. das Fleisch wurde in Bananenblätter gehüllt, in eine Erdgrube gelegt und dann mittels glühender Steine geröstet. Die Nahrung ist übrigens vorwiegend vegetabilisch.

Betrachten wir nun einmal das häusliche Leben der Samoaner etwas näher. Das Leben beginnt sehr früh, nämlich mit Sonnenaufgang, dann geht es folgende ins Bad. Denn ein fast krankhafter Reinlichkeits-sinn zeichnet diese Wilden vor so vielen „civilisierten Völkern“ aus; Wöchnerinnen sogar und Totkränke gehen noch ins Bad. Natürlich sind die Samoaner brillante Schwimmer und Taucher. Ein besonders beliebtes Badevergnügen besteht darin, auf den zahlreichen Wasserfällen eine Art „Rutschpartie“ zu veranstalten, die übrigens gänzlich gefahrlos ist.

Dann geht's an die Arbeit. Viel zu arbeiten hat der Samoaner ja nicht nötig. Mutter Natur hat ihn in ein wahres Scharaffenland gesetzt. Und braucht er doch etwa mal Geld und hat keins, so — stiehlt er es. Er kalkuliert so: Samoa gehört den Samoanern, die Weizen sind Eindringlinge, wenn ich ihnen also etwas fortnehme, nehme ich nur mir wieder zurück, was sie mir genommen. Er stiehlt Kokosnüsse und versilbert sie bei derselben Plantagen-gesellschaft, wo er sie gestohlen hat. Wird er abgefahret, so muß er ins Gefängnis wandern — Recht geht ja über alles. Allein auf Samoa hat die Sache einen Haken. Die Gesellschaft muß nämlich den Unterhalt des Verhafteten bestreiten, und der sonst eigentlich recht genügsame Samoaner entwickelt im Gefängnis einen entsetzlichen Appetit. So ist denn die Gesellschaft hocheifrig, wenn er möglichst bald wieder entwischt, und das weiß der Samoaner recht gut, und thut ihr, liebenswürdig wie er nun einmal ist, sehr gern diesen Gefallen.

Die Arbeit im Hause fällt der Frau zu. Sie hat oft auch für

\*) Das Wort Samoa wird mit einem scharfen S (= h) gesprochen und auf der vorletzten Silbe betont.

Beschaffung des Lebensunterhaltes zu sorgen; so fischen die Frauen u. s. f. Der Mann — die Ehe ist übrigens meist eine recht glückliche auf Grund einer Liebesheirat — geht derweilen seinem Vergnügen nach. Nur die Mahlzeiten und der Abend vereinigen die Geschlechter.

Sehr oft wird dann getanzt, gesungen — die Samoaner sind sehr musikalisch und singen wunderhöne, unseren Volksliedern mindestens ebenbürtige Weisen dreistimmig — oder es werden Sagen und Märchen erzählt. Fast jeder ist ein geborener Improvisator und steckt zugleich voll schalkhaften Humors. Bei besonders feierlichen Anlässen wird auch eine „Kava-Bowle“ gebraut. Wer sich nun vorstellt, dieses so weitberühmte Getränk müsse auch gut schmecken, ist ganz auf dem Holzwege. Es schmeckt entsetzlich — mir war es immer, als tränke ich Seifenwasser — und wenn beim Trinken nicht schon der Appetit vergeht, der büßt ihn sicher ein, wenn er der Bereitung beiwohnt. Eine Ehrenjungfrau — Tarigou genannt — laut zunächst die Wurzelstücker, speit sie in eine große Schale und gießt nachher etwas Wasser dazu. Dann wird mit Waß dieses — Gemisch geleist und ist nun fertig. Ein Klatschen in die Hände zeigt dies an, und jetzt werden die Becher der Würdigkeit nach durch Aufruf verteilt. Der also Gesehrte trinkt mit einem mannia (Prost!) der Gesellschaft zu.

Etwas Abwechslung bringt in dieses nur für einen Samoaner nicht öde tägliche Einerlei den Männern der Krieg, besser gesagt: das Kriegsspiel. Denn mit einer solennen Holzerei, einem baprischen Kirchweihholzen läßt sich eigentlich solch samoanischer Krieg am besten vergleichen, wohlverstanden, solange die Herren Europäer ihre Hände davon lassen und nicht hegen. Dann kann aus dem Spiel blutiger Ernst werden, wie es ja die Ereignisse der letzten Zeit gezeigt haben.

Die Waffen bestanden bis vor kurzem nur in Lanze und Schwert, welches letztere mit dem Messer der Walfischfänger große Ähnlichkeit hat; Pfeil und Bogen fehlen gänzlich. Jetzt ist hier und da das Gewehr hinzugekommen und hat dem Kriege viel von seiner Harmlosigkeit genommen. Die Kriege beginnen in der Regel morgens und sind abends beendet. Die feindlichen Parteien stellen sich in respektvoller Entfernung von einander auf und beginnen zunächst gleich den homerischen Helden einander zu schmähen und zu verhöhn: „Wo seid ihr Schweineherde von Savaii?“ — „Wir wollen Euch Keulen zu fressen geben!“ „Ihr Kolosmuffreser, möge Eure Zunge herausgerissen werden.“ Dann wechselt man einige Geschosse. Währenddessen tragen die Frauen ihren Männern ruhig das Essen zu, ja es ist sogar vorgekommen, daß eine Partei von der anderen während des Krieges Patronen borgte! Nur sehr selten wird einmal einer totgeschlagen. Dem Getöteten wird der Kopf oder ein Ohr als Trophäe abgeschnitten.

Wir wollen unsere Skizze mit einer recht charakteristischen Erwiderung des jetzigen Königs Mataafa schließen, die er einem Missionar auf sein Vorhalten der Grausamkeit dieses Brauches gab. „Sag' einmal, mein Lieber,“ sprach Mataafa, der ein „überzeugter“ Katholik ist, „steht nicht in der Bibel, daß David dem Riesen Goliath auch den Kopf abschnitt?!“ — Adolf Heilborn.

## Kleines Feuilleton.

— Pilgerzüge in Indien. Der „Köln. Volks-Ztg.“ wird aus Indien (Mitte März) geschrieben: Die Wahnstation in Allahabad war so voll von Passagieren, die sich nach dem bereitstehenden Personenzug drängten, daß die Beamten nach neuen Polizeimannschaften senden mußten, um nur einigermaßen den Andrang bewältigen zu können. Es waren „Pilger“, die alle nach der heiligen Stadt Hurdwar, dem Mella der Hindus in Indien, fahren wollten. Die Pilgerzüge bestehen aus 40 und mehr Waggons dritter Klasse; sollte jedoch Mangel an Wagen dritter Klasse sein, werden Gepäckwaggons eingereiht. Laut Gesetz soll jede Abteilung nicht mehr als zwölf Passagiere 3. Klasse aufnehmen; doch in solch einem Zug drängen sich von diesen viel mehr. Endlich setzt der Zug sich in Bewegung, um einem anderen Platz zu machen. „Ganga Mai - Ki - jai!“ (der heilige Ganges sei gepriesen) rufen die Passagiere im Zuge; „bald sehen wir unseren Vater, den Ganges,“ rufen andere. Dann fangen die meisten an, religiöse Lieder zu singen, und zwar in verschiedenen Sprachen; denn die Pilger treffen von weit her in Allahabad zusammen. Auch Schlägerei kommt gewöhnlich unter diesen Passagieren vor. Viele haben gefüllte Flaschen mit irgend einem berausenden Getränke bei sich. Endlich ist Calcutta passiert, sie sind auf dem heiligen Gebiete des „Vaters“ Ganges. Alles wird ruhig. Man erreicht Hurdwar. Die Pilger, die Schuhe anhaben, ziehen diese aus, sobald sie aus den Wagen springen. Außerhalb des Bahnhofes warten schon die Brahminen auf die Pilger, um sich nach deren Namen, Kaste usw. zu erkundigen, oder auch den Pilgern alles abzunehmen, was sie Wertvolles mitbringen. „Mutter“, redet solch ein Priester ein junges Frauenzimmer an, „wo kommst Du her?“ „Von Zubbelpore“, ist die Antwort. „Wie heißt Dein Mann?“ Doch hier schweigt das Weib, denn sie darf einem Fremden gegenüber den Namen ihres Mannes nicht nennen. Doch einer in ihrer Begleitung nennt dem Brahmin den Namen. „Nein,“ sagt dieser, „mit dieser Familie habe ich nichts zu thun,“ wendet sich kurz ab und fragt einen andern Pilger: „Bruder, wie heißt Du und woher kommst Du?“ „Mein Name ist Ram-Aimai-Nam, Sohn des Puni Nam in Etawa.“ „Und welche Kaste?“ fragt

der Brahmane weiter. „Kshatri-Kaste.“ „Willkommen, Willkommen,“ ruft der Brahmane, „ich bin der Beschützer Deiner Familie, Ihr gehört alle unter meinen Schutz. Folge mir mit Deinen Freunden.“ Der Mann führt nun seine Leute nach einer Hütte und wird alle unter seiner Aufsicht so lange behalten, bis er ihnen nach und nach alles abgenommen hat. Dann, wenn er sicher ist, nichts mehr von diesen seinen Schutzbefohlenen herauspressen zu können, sagt er ihnen, daß sie sofort, laut Befehl des einen oder anderen Gottes, abreisen müssen. Sobald die Pilger unter der Leitung des Brahmanen in ihrer Hütte nahe am Gangesstrome angekommen sind, übergeben sie dem Brahmanen zuerst die Asche und Gebeine ihrer verstorbenen Familienmitglieder oder Freunde. Der Brahmane nimmt die thönernen Gefäße mit der Asche feierlich entgegen, um sie zum Tempel zu bringen, kommt dann zurück und holt die Pilger auch zum Tempel. Dann werden die Gefäße mit der Asche der Verstorbenen zum Ganges getragen und in den Strom geworfen. Dies alles geschieht unter Gebeten, Gesang, Ceremonien und Uebergabe von Geschenken. Die Asche ist dem Strome übergeben, man begiebt sich zurück zur Hütte, um nun eine Festmahlzeit zu halten. Hat man doch eben etwas Großes gethan, den letzten Wunsch der Verstorbenen erfüllt, im heiligen Ganges zu ruhen. Nach der Mahlzeit begeben sich die Pilger mit dem Brahmanen zum Ganges, um zu baden. Tausende stehen, sitzen und liegen im Strome. Die, welche Mittel haben, haben sich kleine Zellen aufgestellt. Hunderte von Brahmanen wandern in der Menge herum. Außer den Brahmanen treiben sich noch eine große Masse Händler mit Gewaren am Strande herum, ihre Waren ausschreiend. Doch auch Hunderte von Bettlern und „Affen“ sieht man sich zwischen der Menge bewegen, erstere milde Gaben erbettelnd, letztere teils allerlei Possen treibend, und, wo es nur angeht, stehend. Der Affe wird in ganz Indien als heilig angesehen, hauptsächlich jedoch hier in Hurdwar, wo ihm ein Tempel errichtet ist und Tausende dieser Tiere täglich zweimal von den Priestern gefüttert werden. Um elf Uhr vormittags und vier Uhr nachmittags ertönt von diesem Tempel ein Tamam-Beichen; sofort sieht man die Tausende der Affen sich dahin begeben. Die Priester setzen gekochten Reis in kleinen Schüsseln aus und die Affen halten ihre Mahlzeit. An komischen Ausritten fehlt es an diesem Badeplatz nicht. —

c. Wie alt ist das Wort „Influenza“? Im 18. Jahrhundert sagte man noch Grippe. Die Komödie „La Grippe“ von Nau, die bei Gelegenheit einer Grippe-Epidemie 1777 geschrieben wurde, ist häufig von italienischen Komödianten gespielt worden. Das Wort „Influenza“ oder „Influence“ erscheint aber zum erstenmal in einer Revue von Clairville, in „Mathieu Lensberg est un menteur“, das im Ambigu-Theater am 26. Dezember 1787 aufgeführt wurde. Hier wird ein Couplet vorgetragen, in dem in ziemlich schlechten Versen „das allgemeine Leiden, das man Influence nennt“, zum erstenmale besungen wird. —

## Musik.

Den Wert der Bestrebungen, die unter dem Schlagwort von der „Freien Volksbühne“ bekannt sind, braucht man heute nicht erst nachzuweisen, und der seit August 1890 zu Berlin bestehende Verband dieses Namens hat sein Daseinsrecht und seine Daseinspflicht genügend bewährt. Jetzt zieht er auch Operaufführungen in sein Bereich, und vergangenen Sonntagnachmittag ließ er seinen Mitgliedern durch das Theater des Westens den „Freischütz“ vorspielen.

Der nächste Gedanke, der sich vor einer solchen Darbietung aufdrängen mag, ist der an das jämmerlich geringe Maß dessen, was die führenden Kräfte in unseren Kulturstaaten thun, um den breiten Massen Gelegenheit zur Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Kunst zu bieten. Die reichlichen Gelder, die für Hofbibliothek, für Gemäldeausstellungen und dergleichen flüssig sind, kommen weit mehr dem Gedeihen der Kunst selber (zum Teil gar nur der Kunstwissenschaft) und den Bedürfnissen der Fachleute und den Wohlhabenderen zu gute. Unsere elementaren, mittleren und höheren Schulen thun viel für Verstandes-, wenig für Willens- und fast gar nichts für Phantasiebildung; der feinste und schärfste Zeiger dafür ist das Fehlen des Gegenstandes „Kunst“ im Lehrplan der Lehrerseminare und selbst in der pädagogischen Theorie — wie wenig daran der sogenannte „Gesangsunterricht“ ändert, weiß man auch ohne sachmännische Kritik. Will man jedoch, wie es so stolz heißt, den „ganzen Menschen“ bilden, so gehört seine Phantasieseite, trotz oder wegen ihrer angeblichen Unmöglichkeit, gleichwertig dazu. Ihre Vernachlässigung muß sich in einer Verkümmernng auch des „ganzen Menschen“ rächen und ist seitens jener führenden Kräfte — sehr gelinde gesprochen — höchst un-diplomatisch.

In einem engeren Sinne berechtigt uns das Gesagte, gerade die neuere Wahl des Stückes freudig zu begrüßen. Ist ja doch der mitten aus der deutschen Romantik heraus geschaffene „Freischütz“ des Dichters Fr. Kind († 1843) und des Komponisten R. W. v. Weber († 1826) wie nicht bald ein Kunstwerk ganz eigens ein Spiel aus einer Phantasiewelt, die doch hinwieder so natürlich aus einer höchst menschlichen Welt — der Welt des Försterlebens in dem (absichtlich so allgemein bezeichneten) „deutschen Gebirge“ — herauswächst, daß wir uns trotz aller „Gescheitheit“ widerstandslos und mit innigstem Anteil da hineinleben! Zudem verbindet die Musik in einer so glücklichen Weise Volkstümlichkeit und künstlerische Höhe, und der Text so gut die Darstellung des Milieus mit

DRAMATISCHER KRAFT, IHRIGEM REICHTHUM UND SCHLICHTER SPRACHE, DAß WIR UNS AN DEM SEHR IDEALISTISCHEN STIL DIESER POESIE UND MUSIK TROZ ALLER SEITHERIGEN KUNSTFORSCHRITTE KAUM STOßEN.

KÖNNTEN WIR DOCH AUCH IM GLEICHEN ENGEREN SINNE VON JENER AUSSFÜHRUNG SAGEN, SIE SEI SO RECHT EIN FANTASIECHMAUS GEWESEN, UND WÄREN WIR DOCH NICHT SO EINGELIEMMT ZWISCHEN DER NÄCHST, ALL DEN FÜR DIE GUTE SACHE MITWIRKENDEN MEHR DANK ALS KRITIK ZU BRINGEN, EINERSEITS UND ANDERERSEITS DEM IN DIESEN DINGEN VIELLEICHT OBERSTEN ZEISSAG: „FÜR DAS VOLL (WIE FÜR DIE JUGEND) IST MIR DAS BESTE GUT GENUG!“ ALLEIN DIE AUSSFÜHRUNG WAR ZUNÄCHST GERADE KEIN BESONDERER FANTASIECHMAUS, UND SIE WAR — WAS JUST DAZU IN ALLERERSTER REIHE NOT THÄTE — NICHT EINMAL DAS, WAS MAN ERKANT NENNT. ZWAR WÄREN DIE AUSSFÜHRENDE MIT ALLEM HINGEBENDE EISER BEI DER SACHE UND DER EINE GAST, LUDWIG ARENS ALS „MAG“, MACHTE UNS MIT EINER ERFREULICH GUTEN TENORSIMME BEMANT. ABER KONNTE DEM DIESES REPERTOIRSTÜCK NICHT GRÜNDLICH AUFGEFRISCHT WERDEN, UND MUSSTE MAN EINE SO SYMPATHISCHE SÄNGERIN WIE FRAU BURRIAN-ZELINEK ZEIGEN LASSEN, DAß SIE EINER ENERGISCHEM AUSSBEREITER IHRER GEFANGKUNST UND SPEZIELL DES GELINGENS DER GROßEN ARIE IM ZWEITEN AKT BEDARF — UND KANN DEM DIE „WOLFSGLUCHT“ NICHT ETWAS WENIGER GEMÜTLICH GEMACHT WERDEN?

DOCH JEDENFALLS GLÜCKAUF ZU ALLEN WEITEREN DEMÜSTUNGEN FÜR DAS SPEISEN DES GLÜCKLICHERWEISE NOCH LEBENDIGEN KUNSTHUNGRERS IM VOLL! — SZ

**Aus der Vorzeit.**

— Ueber die wichtigen prähistorischen Funde, die, wie gemeldet, vor kurzem in München gemacht worden sind, hielt der städtische Ingenieur Brug im dortigen historischen Verein für Oberbayern einen interessanten Vortrag. Schon im Februar d. J. wurden bei Kanalbauten in der Widenmayerstraße kurz vor der Luitpoldbrücke einzelne Bronzegegenstände gefunden, von den Arbeitern Anfangs nicht oder wenig beachtet, bis im März erneute Funde die Veranlassung gaben, systematisch zu graben und zu suchen. Die Bemühungen wurden jedoch erst vor wenigen Tagen belohnt, als die Schürfungen an der Ecke der Liebigstraße bis in eine Tiefe von 4,50 Metern wieder aufgenommen wurden. Bis dahin ward allerdings nichts gefunden außer den Spuren schon früherer Schürfarbeiten; doch als man noch 65 Centimeter tiefer ging, kam man auf Kling und fand darin dicht übereinander geschichtet in horizontaler Lage eine große Menge Waffen, Armringe, Nadeln und andere Gerätheile aus Bronze. Die Beschaffenheit der Fundstücke, ihre Lagerung und der interessante Umstand, daß auch ein Warren reines Zinn zu Tage gefördert worden war, ließen den Schluß zu, daß man es hier mit einer etwa 3000 Jahre alten Gießstätte zu thun hat. Ein Teil der Bronzen ist als in gebrauchsuntauglichem Zustande zu erkennen, abgemüht, zerbrochen, kurz reparaturbedürftig. Zwischendrin fanden sich Klumpen geschmolzener Bronze und endlich auch — die schönsten Stücke des Fundes — neugegossenes Gerät. Derartige Gießstätten sind in Oberbayern bis jetzt nur entdeckt bei Petershausen, Bezirksamt Mühldorf, und bei einer neolithischen Niederlassung auf dem Kuhögel nächst Hammerau (an der Salzburger Grenze). Im Münchener Gebiet wurde bisher aus der Bronzezeit nur ein Depotfund von Kelten am Türkengraben gemacht, und die Jar Fülle ein Schwert unterhalb der Wogenhauser Brücke aus, daß vermutlich zu den Vorräten dieser Gießwerkstätte gehört und sich jetzt im prähistorischen Staatsmuseum befindet. Mit dieser Entdeckung ist ein neuer Beweis dafür geliefert, daß alle die kunstreichen und formvollendeten Gegenstände, die man früher als etruskischen Import bezeichnete, das Erzeugnis heimischer fleißiger Hände sind. Höchst interessant ist auch die Frage nach der Herkunft der Metalle für die Bronzeindustrie. Das Kupfer stammt vermutlich aus den vorgegeschichtlichen Bergwerken des Mitterberges bei Bischofsgraben oder aus jenen bei Steibüchel; hinsichtlich des Zinns bleibt die Wahl zwischen den britischen Inseln oder dem Fichtelgebirge, wiewohl für letzteres die Gewinnung von Zinn bereits in so früher Zeit angezweifelt wird. Die Art, wie die Werkstätte zu Grunde gegangen ist, zeigt die Einschwemmung in Sand: ein Hochwasser der Jar hat sie vernichtet und wahrscheinlich auch die Wohnstätten, in denen die kunstfertigen Gießer hausten. —

**Aus dem Tierleben.**

— Eine neue Infektions-Krankheit der Hunde. Seit einem Jahre sind in verschiedenen deutschen Städten (Stuttgart, Ulm, Leipzig etc.) außergewöhnlich viele Hunde erkrankt und verendet, und zwar unter auffallenden Umständen. Anfangs glaubte man vielfach an böswillige Vergiftungen, bald stellte sich aber heraus, daß eine böartige Seuche unter den Tieren herrschte. Nach einer Schilderung des Stuttgarter Tierarztes Kurz zeigt sich die überall epidemisch aufretende Seuche als eine Infektions-Krankheit, die als blutiger Magenkatarrh, meist verbunden mit einer Entzündung der Maulschleimhaut verliert und bisher vollständig unbekannt war. In Stuttgart starben Anfangs 70 Proz. der massenhaft erkrankten Tiere, später sank die Sterbeziffer auf 40 Proz. Jetzt ist die Seuche dort dem Erlöschen nahe. Ueber die Erreger der Krankheit ist bis jetzt nichts Sicheres bekannt. Tiere, welche die Seuche einmal überstanden haben, scheinen eine gewisse Immunität zu besitzen, denn es ist kein Fall bekannt, daß ein Tier zum zweitenmale von der Seuche ergriffen wurde. —

**Meteorologisches.**

ie. Eine außerordentliche Himmelerklärung wurde am 10. Februar d. J. im Staate Minnesota (Vereinigte Staaten) beobachtet. Es war gegen 10 Uhr vormittags, als Osborn von der Hamline-Universität in St. Paul in der Umgebung der Sonne ein prächtiges Schauspiel erblickte, das er in einem Schreiben an die Wochenschrift „Science“ schildert. Es war ein sehr kalter und dunstiger Morgen, die Luft war nicht klar, und über dem ganzen Himmel lag ein Schleier dünner Wolken. Nach den Wetterberichten des St. Paul-Observatoriums wehte ein schwacher Südostwind, und die Temperatur betrug 20 Grad unter Null. Zu beiden Seiten der Sonne erschienen zwei glänzende Nebensonnen, deren Lichtstrahlen so blendend waren, daß das Auge ihr Licht kaum zu ertragen vermochte. Außerdem war die Sonne von zwei leuchtenden Kreisen umgeben, von denen der innere, der durch die beiden Nebensonnen verlief, vollständig geschlossen war, während der äußere unter den Horizont hinab ging. Der äußere und innere Kreis waren in der Höhe der Nebensonnen durch blendende Lichtstreifen miteinander verbunden. Außerdem erschienen noch zwei andere Kreisbogen über den beschriebenen, die in den Regenbogenfarben erstrahlten und tatsächlich Regenbogen glichen, die aber gleichsam auf dem Kopfe standen, indem sie das Kreishere der Krümmung nach unten gerichtet hatten. Die Entstehung des prachtvollen Schauspiels wurde darin gesehen, daß die Feuchtigkeith der Luft sich in den höheren Schichten der Atmosphäre zu einem feinen Schnee umgebildet hatte, dessen Kriställchen die Sonnenstrahlen in so eigentümlicher Weise brachen, daß die beschriebene Erscheinung zu Stande kam. —

**Humoristisches.**

— Ein verantwortlicher Posten. Huber: „Jetzt schon mer oaner dort den Malefizlump oa, trampelt Dir dort oaner zum Büggl aufst an der Mauer auf!“  
Wastelbauer: „Sei stoad, Huber, dös g'schicht mit mei Erlaubnis; schau, do an der verflixten Krümmung ischt's Wähule alleweil unig'schmissen, und seit der Zeit stoßt der Herr Zugführer mit sein Hagl alleweil 's Bahnerl wieder ins Gleis'widt.“ —  
— Technischer Ausdruck. Ingenieur (in einen Handschuhladen tretend): „Ich möchte ein paar Handschuhe für eine Dame.“  
Verkäuferin: „Für große oder kleine Hand?“  
Ingenieur: „Normalpurig.“ —  
— Amtsstil. Verteidiger: „Die vom Herrn Staatsanwalt mehrfach angezogenen Damenstrümpfe kann man unmöglich meinem Klienten in die Schuhe schieben, da er, wie aus dem Sachverhalt hervorgeht, berechtigt war, diese Damenstrümpfe als herrenlos anzusehen.“ — („Lust. Bl.“)

**Notizen.**

— Bei der Konkurrenz für Entwürfe zu neuen Bahnhofsanlagen in Stockholm wurde einstimmig der erste Preis (12 000 Kronen) dem Entwurf der Ingenieure E. O. Gleiw in Hamburg und E. H. in Christiania zugesprochen. Den dritten Preis erhielt P. Karsch in Essen a. d. Rh. —  
— Unter dem Namen „Internationale Urania“ soll eine wissenschaftliche Theater-Gesellschaft gebildet werden. Dr. Wilhelm Meher, der verdienstvolle Begründer der Berliner Urania, wird auch die Leitung dieses Unternehmens haben. Die Gesellschaft wird nach der Art des Berliner Instituts Vorstellungen von Naturstücken in den verschiedenen Orten Deutschlands und des Auslandes veranstalten. Zur Beschaffung des Betriebskapitals werden Anteilscheine von 500 M. ausgegeben. —  
— Wie man der „Frankf. Ztg.“ mitteilt, ist die Expedition von Führer, die in Indien an den Städten Nachgrabungen vornimmt, an denen sich Buddha's Leben und Wirken abgepielt hat, von großen Erfolgen begleitet. Es ist ihr in allerneuester Zeit gelungen, die Asche Buddha's aufzufinden und uralte Inschriften, die alles bestätigen, was die Tradition mitteilt. —  
— In einer Ziegelei bei Königgrätz in Böhmen stieß man dieser Tage beim Lehmgraben auf ein Mammutskelett. Gut erhalten waren besonders die Zähne, die 2,70 Meter lang waren. —  
— Nachdem der englische Zoologe Moore vor zwei Jahren von einer Erforschung der Tierwelt des Tanganyikasees eine Menge von Süßwasser- und Meerestieren mitgebracht, hat sich in London ein Ausschuß von Förderern der Wissenschaft gebildet, der bereits bedeutende Gelder aufgebracht hat, um den genannten Gelehrten zu einer weiteren zoologischen Erforschung des Sees auszusenden. —  
— Der Popocatepetl in Mexico wurde, wie die „N. Fr. Pr.“ berichtet, von einem englischen Syndikat um 250 000 Dollars angekauft. Im Krater des Berges befindet sich nämlich das ausgedehnteste Schwefelager der Erde, das nunmehr durch das erwähnte Syndikat ausgebeutet werden soll. —